Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 8

Artikel: Der Zug nach der Stadt [Fortsetzung]
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572749

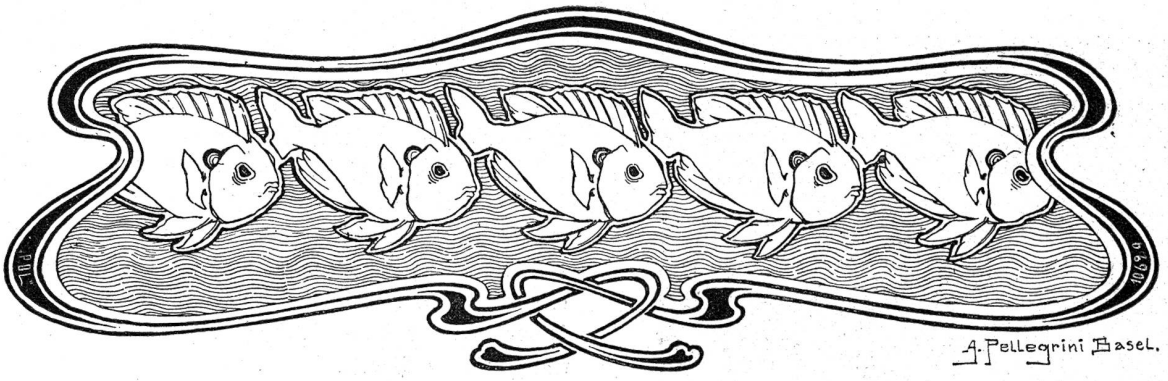
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Der Zug nach der Stadt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Hermann Stegemann**, Basel.

(Fortsetzung).

Achtes Kapitel.

„Kommst du, Herrchen?" fragte der Major, als Hertha an der Gartenthüre zauderte. Er hatte den Finger auf den elektrischen Klingelknopf gelegt und wartete, bis sie neben ihm auf dem Thürrost stand, dann schrillte das Läutwerk. „Ist dir bang? Nur recht unbefangen, wir machen einen Gelegenheitsbesuch. Ihr, du und die Mädchen, seid euch ja öfters begegnet, und ich habe den Vater einmal auf dem Weihnachtsmarkt getroffen unter den Tännchen. Ah, da kommt jemand."

Der Major brach ab. Hertha beschwichtigte ihre Unruhe, und als die Magd öffnete, war sie es, die nach den Töchtern des Hauses fragte. Im wohldurchwärmten Speisezimmer empfing Frau Egli die Gäste. Sie trug noch ihr schlichtes graues Gewand, das Haar festgelegt und geglättet, aber ihre Bewegungen waren runder geworden, die Züge schärfer, und nur das Auge hatte den tiefen, fast starren Blick bewahrt. Sie schien es nicht verwunderlich zu finden, daß der Major sie besuchte, und als er, an jenen letzten Tag auf dem Dorf anknüpfend, das Gespräch eröffnete und nach dem Hausherrn und den Töchtern sich erkundigte, lieh sie ihm ruhig Gehör. Und dann trat Egli ein, aber der Major sah auf den ersten Blick, daß dem Manne die Sicherheit nicht zugewachsen war, mit der sich die Frau bewegte. Er war wortkarg geblieben, beinahe scheu und mißtrauisch. Sein Blick fuhr unruhig umher, und wie niedergebrochen, saß er auf seinem Stuhl. Erst als Hoyer fragte, ob er zuweilen noch auf das Dorf hinausgehe, raffte er sich auf.

Hermann Stegemann.
Nach Phot. August Höflinger, Basel.

„Nicht oft, Herr Major, aber ich geh' nicht ungern. Es ist noch, wie es war. Nur einen neuen Gartenhag hat der Bruder setzen lassen, und eine Matte am Hölzli hat er zugekauft. Sie war feil auf der Gant, als der Weill und Rosenthal dem Bürgi sein Heimwesen versteigern ließen."

„Sind wohl Güterschlächter?" fragte Hoyer.

„Ja, sie metzgen freilich, aber der Bürgi hätt' sie abhalten können, wenn er mehr im Stall gewesen wäre, als im ‚Morgenstern'."

„Ja, ja, der Bauer hat's schwer heutzutage," erwiderte der Major.

„Schwer?" entgegnete Egli, und nach einer Pause

Marktscene in Basel.

fuhr er fort, langsam, schwerverständlich: „Er hat's schwer, Herr Major. Und wohl der am schwersten, der der Stadt zu nahe kommt. Die Knechte und die Mägde gehen in die Fabriken, wo es Taglohn gibt und Feierabend wie nirgends auf dem Land, dann braucht's statt der Heuer Maschinen, statt der Drescher Maschinen, die aber sind teuer, und es müssen sich mehrere Bauern zusammenthun, um sie zu halten. Dann kommen die Genossenschaften und die großen Milchlieferanten und schreiben einem den Milchpreis vor, und der Bauer, der nicht liefert um den Preis, den sie ansetzen, mag sehen, wo er bleibt. Früher war noch ein Seidenwebstuhl bei uns im Haus, aber dann mußte die Frau in der Wirtschaft helfen, und auch der Verdienst am Stuhl wurde geringer, weil die Fabrik schneller schaffte. Das Geld ist rar und teuer geworden, der Zinstag ist ein Schrecken geworden für den Landwirt, und die Steuern sind gewachsen. Und dann sieht man, wie die Stadt vor einem liegt, wie sie wächst und die Bürger reich macht, sieht und sieht, bis es einem das Weibervolk —"

„Vater, red' nicht so. Es war zu unserm Glück." Die dunklen Augen der Frau lagen auf ihm. Er fuhr sich wie erwachend über die kahle Stirn, seufzte und schwieg. Die Frau aber fühlte, daß sie seine Rede in anderer Weise ergänzen müsse und fuhr fort: „Es ist freilich ein Haus voll Sorgen, soviel mal größer, wie dies Haus größer ist als das ‚zum Pflug', aber man trägt sie gern, denn es ist ja für die Kinder. Die sollen Platz haben im Leben."

„Wo sind denn die jungen Mädchen, ich würde mich freuen, sie zu sehen," warf der Major ein.

Da stand die Mutter auf: „Ist es Ihnen recht, geh' ich sie holen, wenigstens Regina, Agnes ist in die Stadt hinunter mit Frau van ten Kerken, wird aber wohl bald wiederkommen." Sie verließ das Zimmer.

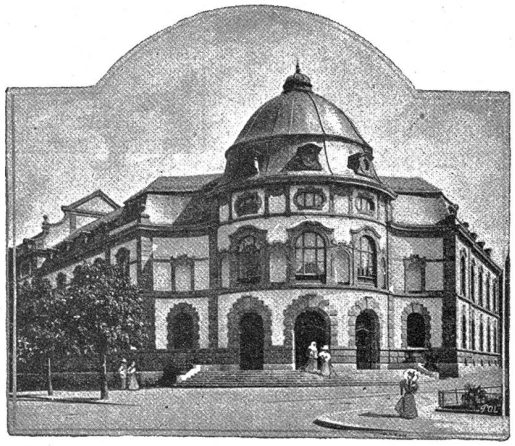
Als sie allein waren, sagte der Major, der zu dem versonnenen, stillen Mann eine ehrliche Zuneigung gefaßt hatte: „Ihnen fehlt der Bauer, Frauen gewöhnen sich schneller um als unsereins. Sehen Sie, ich bin auch auf meine alten Tage ausgewurzelt worden, und es ist auch so viel an Wurzelfasern und Strünken zerschnitten worden, daß der Lebenssaft ins Stocken gerät."

„Aber Papa!" rief Hertha vorwurfsvoll.

„Ja, ja, Herrchen, so ist's. Man merkt das bei mir nur nicht so, weil ich mich nicht unterkriegen lasse. Und helle Augen, Herr Egli, die müssen Sie sich auch erhalten. Ach, was nützt das Gethu und Gejappe — immer wieder auf die Sonnenseite hinüber, das ist die einzige richtige Parole."

„Wenn nur nicht gerade Winter wär', wo ich keine Hand rühren kann," erwiderte Egli, und plötzlich stand er auf und trat in die Fensternische. „Sehen Sie, den Garten da darf ich bebauen und besorgen, das ist Arbeit für mich. Dort die Schneebuckel, da sind die Rosen umgelegt und mit Tannenzweigen gedeckt, und die Bäume hab' ich geschnitten, alles auf den Winter fertig gemacht." Er war eifrig geworden, und der Major hörte ihm still zu und bedachte, daß das ein kindlich kleiner Ersatz für den Bauer war, und doch beneidete er ihn um die kärgliche Berufsfreude, die ihm die alte Erde in diesem Gartenland aufgespart hatte.

Da ging die Thüre auf, und als die Männer sich umwandten, trat Regina ein. Sie war befangen, sie wußte, vor wem sie stand, und das helle Auge des Majors, das prüfend auf ihr ruhte, verwirrte sie. Aber ehe sie die mühsam bewahrte äußerliche Fassung verlor, eilte Hertha auf sie zu und ergriff ihre Hände: „Da sind Sie ja, Fräulein Regina! Papa wollte nicht glauben, daß Sie es gewesen sind, die uns am Weihnachtstag begegnet ist. Er sagte: ‚ach was, die kleine Dorfkönigin hat ein weißes Kleid an' und meinte, Sie müßten immer so aussehen wie damals in der Nacht, Sie wissen doch, auf dem Wiesenpfad, wo Sie uns die Stadt zeigten?" So suchte sie ihr mitfühlend die Befangenheit des ersten Augenblicks wegzuplaudern, und Regina war ihr dankbar. Bernd hatte ihr nicht gesagt,



Die neue Universitätsbibliothek in Basel.

daß der Vater seiner Wahl feindlich gegenüberstehe, aber er hatte auch nicht aufrichtig und entschieden das Gegenteil versichert, als sie vorsichtig danach gefragt hatte. Und jetzt unter den Worten seiner Schwester und dem Blick seines Vaters überkam sie eine Ahnung, daß sie geprüft werden sollte, daß sie kämpfen mußte für ihr Glück.

Der Major trat auf sie zu. Mit großen Augen, die Märchenaugen voll zu ihm aufgeschlagen, sah sie ihn an. Es war ihm, als bäten diese dunklen Sterne furchtsam um seine Gnade, und er wurde verwirrt, schalt sich heimlich selbst ob seiner Schwäche und sprach dennoch sanft und stockend: „Ich habe Sie immer noch so in der Erinnerung, Fräulein Regina. Der erste Eindruck ist bei mir immer der stärkste. Wollen Sie mir nicht die Hand geben?"

Sie legte die Hand in seine ausgestreckte Rechte und auf einmal faßte sie Mut und die Hand in der seinen lassend, erwiderte sie: „Ich bin auch noch immer dieselbe, Herr Major. Nur das Kleid ist nicht mehr das gleiche."

„Und die Hand ist rauh geworden," entgegnete er lächelnd und drehte ihre Hand um, daß die innere Fläche sichtbar wurde, auf der die Hausarbeit ihre Spuren zurückgelassen hatte, drei gelbliche Hornmale, die sich deutlich von der rosigen, von feinen Linien durchkreuzten Haut abhoben.

Im Historischen Museum in Basel.

Sie errötete. Frau Egli aber sprach, dem Major beipflichtend: „Ja, sie ist mir zu allem willig, es hat ihr weh gethan, das Seminar zu verlassen."

„Und Ihre Schwester? Richtig, ich vergaß, Fräulein Agnes ist ausgegangen," berichtigte der Major sich selbst.

„Fräulein Agnes besorgt wohl die Einkäufe?" fragte Hertha.

„Ja, sie ist glücklich, wenn sie von einem Laden in den andern gehen darf. Und eine Stunde im großen Treiben unten auf dem Limmatquai ist ihr das Liebste, was ihr begegnen kann."

Regina sprach es arglos, erst als der Major fragte: „Also ist Fräulein Agnes hier in der Stadt in ihrem Element?" erkannte sie, daß man aus ihren Worten einen Vorwurf herauslesen konnte, und sie setzte schnell hinzu: „Agnes begleitet Frau van ten Kerken. Die Dame ist fremd in Zürich."

Sie hatten sich um den Tisch niedergelassen. Egli war in der Fensternische stehen geblieben, und als er sah, daß niemand seiner achtete, ging er in das Musikzimmer nebenan. Frau Egli aber stand nach wenigen Minuten auf und machte sich an dem Buffet zu thun. Wohl wehrte ihr der Major, doch sie ließ es sich nicht nehmen, Gläser aufzustellen und eilte hinaus, um in den Weinkeller hinabzusteigen. Als sie sich entfernt hatte, verstummte das Gespräch. Plötzlich erhob sich Hertha und verließ, nachdem sie einen Blick mit dem Vater gewechselt hatte, das Zimmer. Regina wollte ihr nacheilen. Da legte Hoyer leise die Hand auf ihren Arm: „Bitte, bleiben Sie, Fräulein Regina. Meine Tochter möchte sich gern von Ihrer Frau Mutter die Küche zeigen lassen." Er lächelte, aber seine Augen blickten so ernst und bedeutend, daß Regina ihm Gehorsam leistete. Wieder fiel das Schweigen auf sie. Der Major suchte nach Worten, da sagte Regina plötzlich leise, mit zitternder Stimme, aber einem entschlossenen Ausdruck in den weichen Linien ihres klaren Gesichtes: „Sie wollen mich etwas fragen, Herr Major!"

Er sah sie an.

„Gott sei Dank, Sie sind ein tapferes Mädchen!" brach es von seinen Lippen, und er atmete auf. Dann fuhr er fort: „Mein Sohn hat sich Ihnen erklärt, nicht wahr?"

„Erklärt? Ich weiß nicht, aber ich glaube, es war stärker als wir beide. Wir sind beide unversehens davon getroffen worden."

„Und Sie lieben meinen Sohn?"

Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet und den Kopf gesenkt. Jetzt sah sie auf. Es schimmerte feucht in ihren Augen, und wie ein Hauch kam es aus ihrem ängstlich zuckenden Mund: „Ja, mehr als ich sagen kann."

Der Major lehnte sich erschüttert in den Stuhl zurück. Das saß tief, das ging bis ins Herz hinab, er hatte es erfaßt, und er schämte sich fast vor sich selbst, als er fragte: „Und wenn ich aber — bedenken Sie, es ist eine Verbindung fürs Leben, die Sie beide da träumen!"

Er hätte es nicht über das Herz gebracht, unverblümter, brutaler seine Stellung zu erkennen zu geben. Regina schwieg eine Weile. Es war so still im Zimmer, daß der Pendelschlag der Uhr laut hörbar wurde, und das gedämpfte Stimmengeräusch aus der Küche über den Gang herüberklang. Endlich antwortete das Mädchen: „Ich war darauf gefaßt, daß ich einmal vor Ihnen oder meinen Eltern Rede geben müßte. Meine Eltern wissen noch nichts, ich konnte es der Mutter noch nicht sagen, sie sollte es von Bernhard, von Ihrem Sohn — berichtigte sie sich — erfahren, und er wartete darauf, daß sein Vater redete."

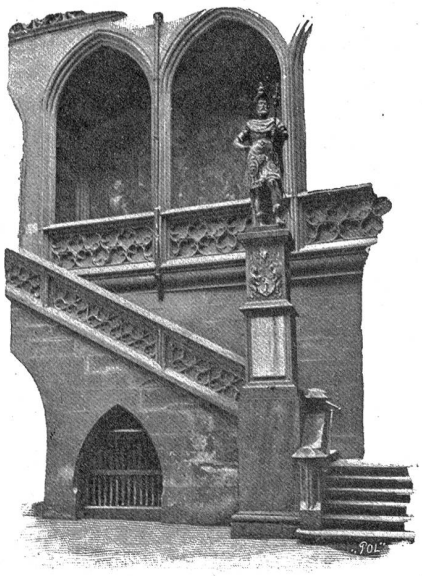
„So, auf mich?" fuhr der Major auf, froh, aus der weichen Stimmung gerissen zu werden. „Auf mich! Jetzt bin ich wohl an der Duckmäuserei schuld!"

Regina war blaß geworden. Ihre Hände verkrampften sich fest ineinander, aber ihre Stimme klang fester: „Wir haben keine Heimlichkeiten unterhalten, Herr Major. Ich habe Bernhard seit jenem Abend, an dem er mir gesagt hat, daß er mich liebe, nur noch einmal gesprochen. Und da war meine Mutter am Fenster, und ich traf ihn, als er auf unser Haus zukam. Da haben wir einander versprochen, uns zu meiden, bis er es offen vor meinen Eltern bekennen dürfe."

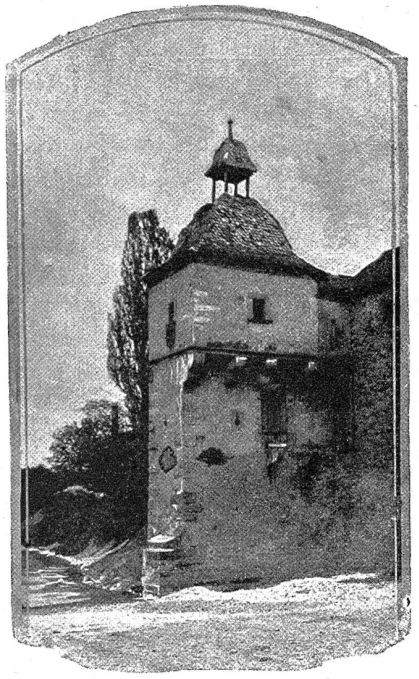
„Und sind Sie seiner so sicher, Regina?"

„Ja!"

Der Major wandte sich ab. Das Mädel sollte nicht sehen, wie ihm ein seltsames Gefühl, er wußte nicht, war es Zorn oder Rührung, das Wasser in die Augen trieb. Regina stand auf. Das Herz klopfte ihr in langsamen, schmerzhaft schweren Schlägen in der von mühsamen Atemzügen gehobenen Brust. Da erhob sich auch der Major: „Wir wollen einen Pakt machen, Fräulein Regina. Als ich herkam, wollte ich Sie sehen, und was der Zufall mir eingab, thun. Wir haben aber beide nicht hinter dem Berg halten können, und nun ist nichts mehr zu vertuschen. Ich fordere nur eines: prüfen Sie sich und meinen Jungen, indem Sie einander fern bleiben, sagen wir ein paar Monate, so lang es die Entwicklung der Dinge will. Ich rede unter vier Augen mit Ihrem Vater, damit er weiß, was geschehen ist, und dann — nun, Sie brauchen nicht zu weinen, Regina! — ich bin ja kein Menschenfresser und — Tyrann — aber kapitulieren, so ohne weiteres kapitulieren vor so einem kleinen Mädchen, das kann ich doch auch nicht. Das müssen Sie doch einsehen!"



Im Rathaus zu Basel.



Der Letziturm in Basel.

Er war ärgerlich und bewegt, aus der Bahn geworfen, die er sich vorgezeichnet. Seine Stimme war klanglos, er räusperte sich, und als er die schwarzen Wimpern mit scheuem Lidschlag eine einzelne Thräne über die runde Wange hinabsenden sah, verlor er vollends die Fassung. Er wartete Reginens Antwort nicht ab, sondern eilte spornstreichs ins Nebenzimmer, wo er den Vater über seinen Rechnungsbüchern fand. Hinter sich riß er mit heftigem Ruck die Thüre ins Schloß.

Regina lehnte blaß, keiner Bewegung fähig, am Tisch. Der Eintritt der Mutter schreckte sie auf, und sie war Hertha dankbar, die die Aufmerksamkeit der Mutter von ihr ablenkte. Frau Egli fragte erstaunt nach dem Gast und schickte sich an, den Wein in das Nebenzimmer zu tragen, wo sie den Major vermutete.

„Lass' es lieber hier, Mutter, der Herr Major hat Geschäfte mit dem Vater."

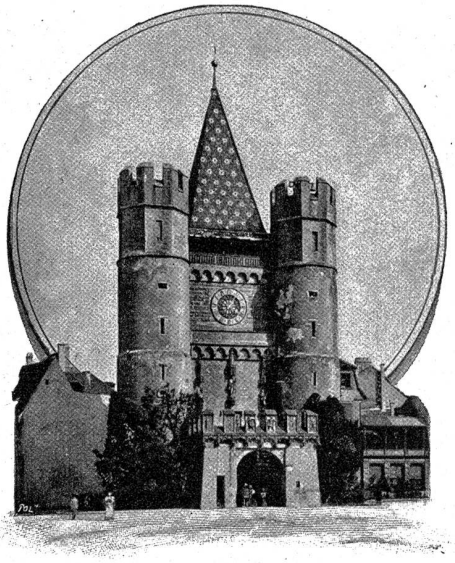
„Geschäfte?" fragte die Hausfrau verwundert und blickte die Tochter unruhig an. Plötzlich geriet sie in Erregung. „Vater wird doch den Gast nicht mit Fragen quälen, wie er's thut, wenn er vor den Terminen erschrickt!" Und sie stellte das Brett ab, strich sich über die schwarze Schürze und ging entschlossen auf die Thüre zu. Da fing Hertha einen hülfesuchenden Blick Reginens auf, der ihr viel erklärte, und vertrat der Mutter scherzend den Weg: „Da seien Sie nur unbesorgt, Frau Egli, in solchen Dingen weiß Papa gar keinen Rat, er wird sich bekreuzen und seinen Stuhl weit wegrücken,

wenn er Zahlen erblickt und nach Geld und Terminen gefragt wird."

Die Mutter war unschlüssig geworden und sprach, halb zu Reginen gewendet: „Vater ist so geängstigt wegen des Jahrestermins, weil da so viel zusammentrifft. Als ob das anders möglich wäre in einem so großen Geschäft! Du solltest ihm die Bücher ein wenig hinterziehen. Er sieht zwei Tage schwarz, wenn er einen Blick auf die Zahlen gethan hat."

„Das kann ich nicht, Mutter," erwiderte Regina ruhig.

Frau Egli war von der Thüre weggetreten und starrte gedankenvoll auf die Weinkaraffe, in der sich das Licht brach. Hertha stand noch an den Thürpfosten gelehnt, wo sie der Frau den Weg versperrt hatte. Regina aber fühlte sich zu dem Mädchen hingezogen, das dort blaß und vornehm, von einem undeutbaren Schimmer ältlicher Schwermut umgeben, in der hellen Beleuchtung stand, die mit silberhellen Tönen über ihr Gesicht floß. Wie dachte die Schwester von dem Verhältnis? Daß sie darum wußte, unterlag ja keinem Zweifel. Regina ging zu ihr hin, wie von einem Bedürfnis nach einem Halt getrieben. Sie wußte, daß ihr Kämpfe bevorstanden, keine lauten Konflikte, sondern stille, die Kräfte verzehrende innere Kämpfe, ängstliche Erwartungen und Befürchtungen, jenes Hangen und Bangen in schwebender Pein, das ihr bei Egmonts Klärchen einst die Thränen in die Augen gelockt hatte.



Das Spalenthor in Basel.

Hertha richtete sich auf und streckte ihr unwillkürlich die Hände entgegen. Ein Zauber ging von dem klaren, in der Elfenbeinblässe alter Meister überhauchten Antlitz aus, und sich zu ihr neigend, flüsterte sie: „Ich bin nicht Partei, Regina, aber ich darf wohl sagen, daß Sie mir lieb sind."

Und Regina verlangte nicht mehr, bat nicht um Beistand, um Fürsprache, trug der Schwester auch keine Grüße und Anliegen für den Geliebten auf, den sie fortan, ihrem Versprechen getreu, nur noch aus der Ferne sehen, nur noch wie einen Fremden behandeln durfte, sondern begnügte sich mit dem aus freien Stücken gespendeten Liebeswort des stolzen Mädchens.

Hell klang die Klingel in das Schweigen, und lebhaftes Gespräch, das Rauschen seidener Kleider erfüllte den Flur, und im Rahmen der Thüre erschien lächelnd, sieghaft schön und elegant Frau van ten Kerken. Hinter ihr wurde Agnes' Köpfchen sichtbar. Regina wich einen Schritt zurück, näher zu Hertha herantretend, die überrascht auf die schöne Frau blickte, deren blütenzartes Gesicht sich keck aus der weißen Federboa hob. Wie ein purpurnes Schlänglein zuckte der rote Mund in dem Antlitz, auf das die Winterkälte keine Farbe zu hauchen vermocht hatte. Nur in dem rotgoldnen Haar, das unter dem breitrandigen Hut hervorquoll, funkelten trotz des Schleiers Reifperlen, die an den Löckchen wie an goldenen spinnwebfeinen Drähtlein aufgereiht waren, jetzt aber erblindeten und zerrannen.

Frau van ten Kerken begrüßte die Hausfrau mit einer liebenswürdigen, bestrickenden Höflichkeit und neigte vor Hertha verbindlich das schöne Haupt. Ein zarter Duft von Heliotrop ging von ihr aus. Hertha empfand jene eigentümliche Abneigung gegen die fremde Dame, jenes starke, entschiedene Gefühl, das sie oft bei der ersten Begegnung mit neuen Menschen ergriff. Wie sie sich zu Reginen hingezogen gefühlt hatte, so wich sie vor der schönen Frau zurück, und so groß war der Einfluß, dem sie unterlag, daß sie sich hastig an Regina wandte und sagte: „Aber Sie wollten mir ja Ihr Studierzimmerchen zeigen, vielleicht entschlüpfen wir jetzt schnell!"

Regina war wohl einen Augenblick überrascht, faßte sich aber rasch und erwiderte: „Es ist ein Zimmerchen, so klein wie ein Vogelkäfig, außer einem Tisch und einem Federhalter hat nichts darin Platz. Bitte, überzeugen Sie sich!"

Sie verließen die Stube. Frau van ten Kerken sah ihnen nach. Ein böser Zug huschte über ihr Gesicht.

„Eine Freundin? Wir haben wohl einen kleinen Freundschaftsspeech unterbrochen?" wandte sie sich an Agnes.

Frau Egli aber fiel hastig ein: „O nein, keine Freundin, nur ein Besuch, die Tochter des Majors."

„So," entgegnete die Holländerin, mit einem leisen Zucken der runden Schultern und die zerknitterten Aermel des Plüschkleides aufpuffend, „und wer ist denn dieser Herr Major?"

Frau Egli wurde der Antwort enthoben. Stühle wurden nebenan gerückt, eine Stimme sprach: „Also,

wir lassen die Zeit ihr Werk thun und —" das Uebrige blieb unverständlich, dann öffnete sich die Thüre, und Major Hoyer trat über die Schwelle. Als Egli die schöne Fremde gewahrte, zog er sich zurück. Der Major aber stand regungslos. Seine Augen hingen an der Frauengestalt, die, er wußte nicht wie, plötzlich in diese bürgerliche Stube geraten war. Wie schön sie war! Ein heißer Pulsschlag trieb einen Strom durch seine Adern, eine Welt tauchte vor ihm auf, die er versunken und vergessen geglaubt hatte. Aber endlich, ihm war, als seien Stunden verflossen, faßte er sich, fand die Haltung wieder und verneigte sich: „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich hier eindringe, ich —"

Da lächelte sie, winkte mit der schlanken Hand, von der sie den Handschuh gestreift und erwiderte: „Der Eindringling bin ich, Herr Major!"

„Gnädigste belieben zu scherzen."

Seine Blicke gewaltsam bändigend, bat er Frau Egli, ihn der gnädigen Frau vorzustellen.

„Ein Deutscher, ich merkt' es wohl," sprach Frau van ten Kerken lächelnd und sie wies ihm mit leichter Handbewegung einen Sitz. Frau Egli wollte sich entfernen, da hielt sie sie zurück, indem sie sagte: „Nein, nein, Frau Egli, Sie müssen uns erst Absolution erteilen. Wir haben nämlich eine Menge Geld ausgegeben."

Agnes trat ein wenig in die Schatten der Vorhänge, und ein vorwurfsvoller Blick traf die schöne Frau. Die aber hielt ihn lächelnd aus und setzte hinzu: „Ja, sehen Sie mich nur so bitterböse an, Fräulein Agnes, ich muß Ihrer Mutter alles offenbaren. Also das Geld ist fort, Frau Egli, da, sehen Sie her, ich habe gar nichts mehr."

Und sie nestelte eine kleine gehäkelte Börse aus dem silberbeschlagenen Gürtel und schwenkte sie um den erhobenen Finger. Das machte sie so reizend, warf dabei dem Major einen so schalkhaften Blick zu, daß dieser sich nicht enthalten konnte zu flüstern: „Daß ich ein Maler wäre, gnädige Frau!"

Da ließ sie die Hand sinken und erwiderte: „So würden Sie ein Bild machen und darunter schreiben: ‚Die Verschwenderin'."

„Gnädige Frau!"

Er sprang erschrocken auf. Sie lächelte nicht mehr. Er setzte zu einem Protest, zu einer Beteuerung an, aber sie sprach ruhig und nachdrücklich: „Ne protestez pas, Monsieur — je suis une — je le sais bien."

„Sie haben ein Recht dazu, meine Gnädige."

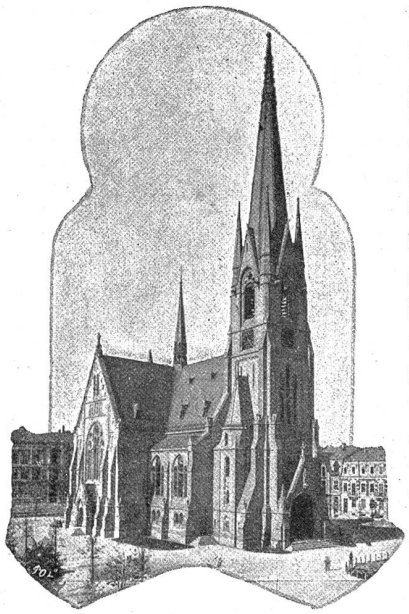
„Parce que?"

Sie hatte den Kopf zurückgeworfen, die Lider sanken über die glänzenden Augensterne und zwischen den brennenden Lippen schimmerten die weißen Zähne.

„Das Recht, das sich die Schönheit nimmt," stieß der Major hastig hervor.

„Und mir mein Banquier gibt," fügte sie nachlässig hinzu. Dann wandte sie sich um und sagte: „Aber, Frau Egli, Sie sind ja ganz verstummt! Und wahrhaftig, ganz blaß!"

Die Mutter, die an dem Kachelofen stand, von dessen weißer Fläche ihr Gesicht sich geisterhaft abhob, fuhr in die Höhe und stammelte: „Ihr Scherz hat mich verwirrt, Frau van ten Kerken. Sie müssen mir das zugut halten. Wissen Sie, unsereins hat eine Achtung vor dem Gelde, die Sie nicht begreifen werden. Es hängt so 'was wie Not und Sorge an jedem Batzen. Und weil Agnes die zweihundertachtzig Franken für den Metzger mitgenommen hatte und die vierhundert Franken für den Wechsel der Kreditanstalt, so hab' ich im ersten Schrecken gemeint — aber das ist ja nur ein Scherz — und ich bin so einfältig gewesen —" Sie brach ab. Eine furchtbare Angst schüttelte sie, und das Lächeln, das sie krampfhaft festzuhalten suchte, drohte in einem Schluchzen zu endigen.



Die Mathäuskirche in Basel.

„Den Wechsel hat Fräulein Agnes natürlich eingelöst. Ach, geben Sie ihn doch Ihrer Frau Mutter!"

Agnes reichte der Mutter das Papier. Die nahm es, ohne das Formular lesen zu können, denn die zögernd hereinbrechende Dämmerung und die Feuchte, die in ihren Augen sich gesammelt hatte, verhinderten sie daran. Da fuhr Frau van ten Kerken fort: „Nur den Metzger haben wir beiseite gelassen, Frau Egli."

„Den Metzger nicht bezahlt, Agnes, du hast das Büchelchen nicht hingetragen, und das Geld — wo ist das Geld?"

Sie brachte die Worte kaum über die Lippen. Agnes schwieg. Den Major aber befiel eine leichte Verlegenheit. Er war da mitten in eine Angelegenheit geraten, die nicht vor Fremden erledigt zu werden pflegt. Er wollte sich erheben, sich entfernen, aber er konnte sich nicht so schnell entschließen, als nötig war, denn er lag mit seinen Sinnen im Banne der schönen Frau, die

dort in ihren Stuhl zurückgelehnt saß, das von dem Geleucht des schweren, lockigen Haares umwobene Haupt an die hohe Lehne des Eichenstuhles gestützt, das weiße Antlitz von dem farblosklaren Licht des sinkenden Wintertages wie verklärt.

„Zürnen Sie ihr nicht, Frau Wirtin, ich war in einem Modegeschäft und hatte dies und das zu kaufen, auch vergessen, meiner femme servante nach Basel einen Betrag zu senden — da bat ich Ihr Töchterchen um Aushilfe. Und wenn nun der Metzger morgen den bösen Mann spielt, je nun, so nehme ich für mich mit einem Stückchen Poulet fürlieb."

Frau Egli war verstummt. Agnes trat aus dem Hintergrund hervor: „Und denk' dir, Mutter, Frau van ten Kerken will an den See hinunterziehen. Ins Hotel Baur, das hat ihr so gut gefallen!"

„Nun, wenn ich auch nicht entschlossen bin zu einem Umzuge, es ist aber in der That wunderhübsch dort unten. Nicht wahr, Herr Major!"

„Gewiß, außerordentlich hübsch und komfortabel, aber Gnädigste gestatten mir vielleicht zu bemerken, daß der Aufenthalt hier in der Höhe, auf die Dauer doch vorzuziehen wäre."

Jetzt hatte sich auch Frau Egli gefaßt.

„Sie wollen uns verlassen, Frau van ten Kerken? Gefällt es Ihnen nicht mehr bei uns? Haben wir es an etwas fehlen lassen?"

Brunnen in der Spalenvorstadt in Basel.

Die Besorgnis, den vornehmen Gast zu verlieren, der dem Geld so wenig Wert beimaß, überwog alle anderen Sorgen.

„Nein, das nicht — enfin, es war eine Laune. Eine Caprice, und vor diesen bin ich nicht gefeit. A propos, dürfte ich Herrn Egli vielleicht um eine Quittung bitten für die Wertpapiere, die er so gütig war, in Verwahrung zu nehmen?"

„Ei gewiß. Entschuldigen Sie, daran hat er nicht gedacht. Er kennt das gar nicht. Ich hole Ihnen sogleich das Papier."

Sie eilte zum Vater hinüber, und Agnes, froh das Ende der Auseinandersetzung vor sich zu sehen, huschte hinter ihr aus der Thüre.

Major Hoyer und Frau van ten Kerken blieben allein. Eine Weile war Schweigen zwischen ihnen. Der Major zerquälte sich den Kopf nach einem Unterhaltungsstoff. Er war ganz entwöhnt worden seit seinem Abschiede, hatte die Fühlung mit der Welt durch seine Einsiedelei zwischen Sohn und Tochter vollends verloren und saß der schönen Frau, die wie eine Prinzessin aus der Fremde jählings in seinen Gesichtskreis getreten war, unbeholfen gegenüber. Und doch fühlte er, wie ihm das Herz gegen die Rippen schlug, fühlte sich jung, lebenskräftig, mit einer Empfänglichkeit für die Schönheit und den Reiz dieser Frau begabt, die wie ein Rausch seine Phantasie unterjochte. Er konnte nicht länger stumm ihr gegenüber sitzen, er durfte auch nicht ferner bleiben, er mußte gehen. Kaum entsann er sich, wie und warum er in dieses Haus gekommen war, und als er den Stuhl rückte, um sich zu erheben, kostete es ihn Mühe, seine Züge zu beherrschen.

„Ah, Sie wollen aufbrechen, Herr Major?"

„Ich hab' schon zu lange Ihre Geduld in Anspruch genommen, gnädige Frau."

„Aber Ihr Fräulein Tochter?"

„Ich hole sie mir."

„Sie haben auch einen Sohn! Ich hatte, wenn ich mich nicht irre, einmal das Vergnügen, den Herrn Doktor hier zu begegnen."

„Ja, Gnädige, ich lebe hier zwischen Sohn und Tochter auf dem Altenteil."

„Altenteil?" fragte sie und sah zu ihm auf. Er war zu ihr herangetreten. Sein Blick tauchte in ihr voll aufgeschlagenes, dämmergraues Auge, und seine Stimme zitterte, als er erklärend erwiderte: „Ich bin Major außer Dienst, meine Tochter studiert hier."

„So haben Sie doch Ihre Kinder um sich."

„Bis auf den Jüngsten."

Der Blick ihrer Augen vertiefte sich, langsam zog sie den Vorhang der seidenen Wimpern nieder, dann fragte sie mit leiserer Stimme: „Sie haben noch einen Sohn, Herr Major?"

„Zu dienen, gnädige Frau. Er steht bei der Truppe in den afrikanischen Kolonien."

„Ah!" Sie richtete sich auf, besann sich, ob sie weiter fragen solle, schwieg aber, als Frau Egli eintrat, um ihr die geforderte Quittung zu überreichen.

Der Major fuhr wie aus einem Traume auf und

nahm überstürzt, verwirrt Abschied. Frau van ten Kerken streckte ihm die Hand hin.

„Auf Wiedersehen, Herr Major. ‚Außer Dienst‘, nannten Sie sich, schade, daß ich Sie nicht in meinen Dienst nehmen darf.“

Da stieß er hastig, überglücklich die Worte heraus: „In Ihren Dienst! Allemal, befehlen Sie über mich.“ Er führte die folgsame Hand an seine trockenen Lippen. Als er sich aufrichtete, war ihm die Glut ins Gesicht geschlagen.

„Eine junge Witwe, die ruhelos auf dem Leben schaukelt — ich fürchte, Antje van ten Kerken ist nicht adelig genug, sich einen Cavalier servant zu halten!“

Sie lächelte ihn an mit dem verführerischen Liebreiz, der ihn wie in ein Netz verstrickte, und er wiederholte: „Lassen Sie es dabei, teure, gnädige Frau. Befehlen Sie über mich.“ Und mit fliegenden Pulsen verließ er das Zimmer.

Hertha schien auf ihn gewartet zu haben, verabschiedete sich von den beiden Schwestern, und Regina erschrak, als das Auge des Majors leer über sie hinstreifte. Er hatte nur ein flüchtiges Abschiedswort für sie, dann trat er mit Hertha in den sinkenden Tag hinaus.

„Wie früh es dunkel wird,“ sagte Regina unwillkürlich, als sie die Hausthüre wieder schloß, und hielt Agnes im Flur zurück, bis die leichten Tritte der Holländerin und das Rauschen ihrer Kleider auf der Treppe verklungen waren. Agnes blieb stehen und antwortete nach einer Weile: „Ja, sehr früh — er wird wohl auch heute nicht kommen.“

„Wer, Rudi?“

„Ja, er! Er schrieb doch, er werde kommen, aber die Weihnacht ist vorbei und er ist noch nicht da gewesen.“

„Du sehnst dich nach ihm! O, dann ist alles gut, Agnes.“

Da riß sich die Schwester von der Hand Reginens los: „Ja, ich sehne mich nach ihm. Es ist etwas vor sich gegangen. Er verbirgt mir etwas.“

Und sie ging in den Flur hinein, der Treppe zu. Regina schickte sich an, ihr zu folgen, als ein Schatten die Hausthüre verdunkelte und „Agnes, Agnes,“ rief sie hastig, „da ist er!“

Mit bebender Hand riß sie den Riegel zurück, der Lehrer trat ein. Agnes lehnte blaß am Treppengeländer, wandte sich jäh und ging ihm voraus in das Musikzimmer. Er folgte ihr schweigend. Sie waren allein. Noch war es hell genug, daß sie einander ins Auge sehen konnten. Sie setzten sich nicht. Agnes war es, die das Gespräch eröffnete.

„Ich habe dich schon lange erwartet. Du schriebst, du kämest zu Weihnachten. Jetzt ist der Neujahrstag vorbei.“

Er lauschte, den Kopf vornübergebeugt, auf den Klang ihrer Stimme. Sein bartloses, frisches Gesicht war erschreckend farblos, und wie im Krampfe zerdrückte er die Pelzmütze zwischen den frostkalten Fingern. Jetzt atmete er tief auf, reckte sich in den Schultern und erwiderte: „Ja, ich weiß wohl, Agnes, ich hab' dich warten lassen. Ich hab' dir eine gute Botschaft auf das Fest bringen wollen, aber als es anders kam, fand ich den Mut nicht, den Weg unter die Füße zu nehmen.“

„Was soll das heißen?“ fragte sie und starrte ihn mit Augen an, die schwarz in dem blaß gewordenen Gesicht brannten.

„Agnes“ — er trat näher, ließ die Mütze fallen und ergriff ihre Hände — „Agnes, hast du mich lieb, so recht von Herzen lieb?“

„Die Botschaft,“ stieß sie heftig hervor, „sag', was ist?“

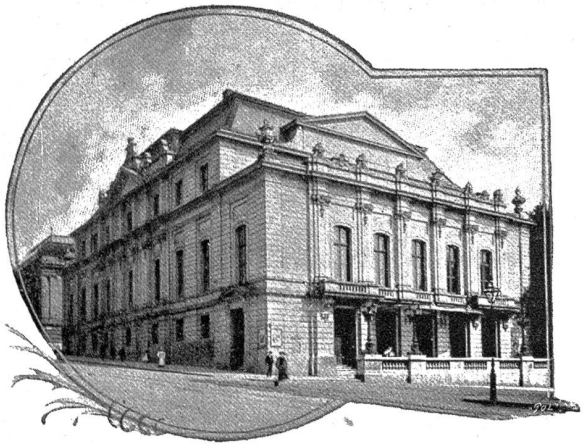
„Ob du mich lieb hast, frag' ich dich, Agnes. Sieh, wenn ich das weiß, wenn es so ist, dann ist alles gleich, dann trifft es mich nicht schwerer, wie dich, dann, dann — o sag' mir, daß du mich noch so lieb hast, wie ich dich immer, immer gehabt.“

„Ob ich dich lieb habe? Und du? Du peinigst mich, ängstigst mich! Ist das Liebe? Sag's, sag's nur heraus, es ist etwas gescheh'n. Nein, sag's nicht, ich weiß es, die Wahl, die Wahl in Außersihl — du bist, bist nicht!“

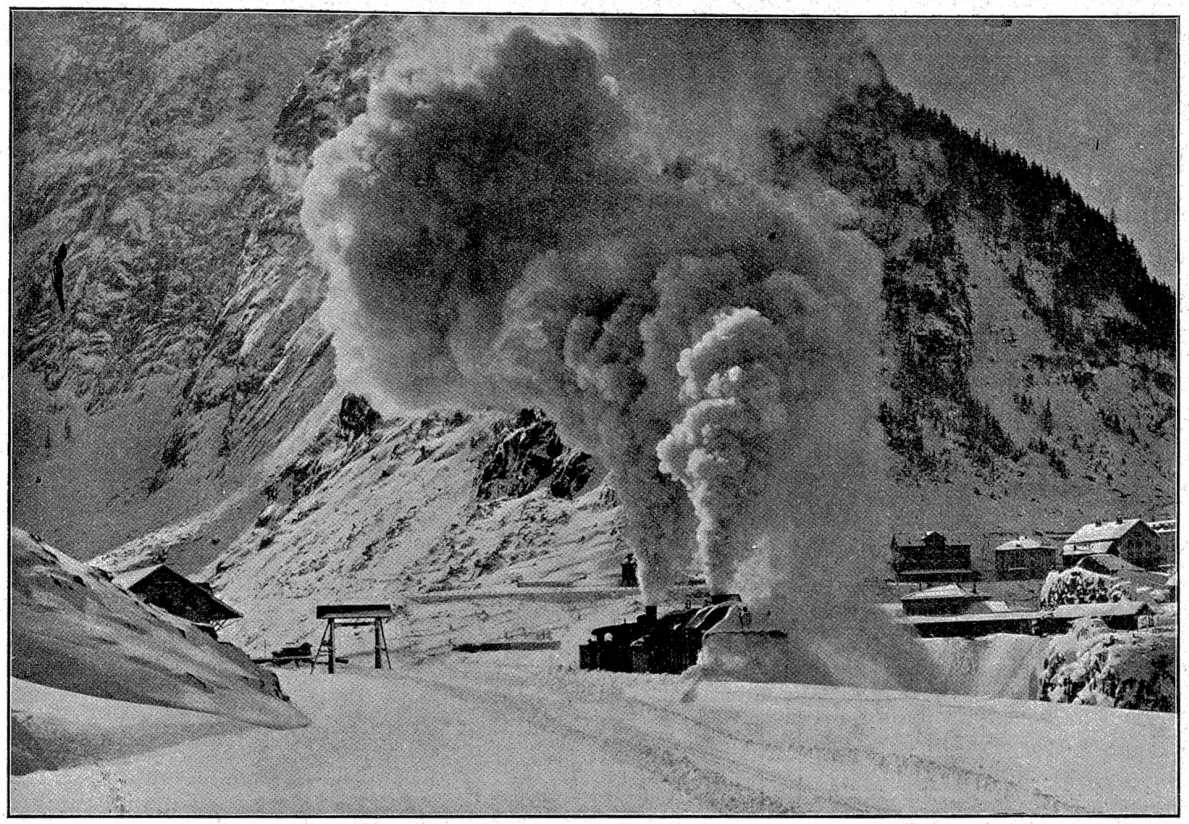
„Nein, Agnes, ich bin nicht gewählt. Ich bin in der Minderheit geblieben. Ich bin der Dorfschulmeister, der ich war.“

Einen Augenblick schwankte sie, schon streckte er die Arme aus, ihre Hände freigebend, da lachte sie laut, hysterisch auf, und dann kehrte sie sich ab und preßte die Stirne an die kalte, frostbeschlagene Scheibe.

„Und weiter hast du kein Wort für mich? Was nun, Agnes? Siehst du, ich bin wider Willen in die



Das Stadttheater in Basel.



Phot. Pol. Zürich.

Phot. Pol. Zürich.

Die Schneeschleudermaschine der Gotthardbahn.
Vergl. Text S. 161.

Wahl gegangen, ich hab' das Waibeln nicht gelernt, war unbekannt, selbst die Schulpfleger wußten nichts von mir: es war thöricht, ich hätte es nie thun sollen. Aber geschehen ist geschehen. Und ich bin ja gern oben, und sind wir zu zweit im Dorf, so wirst du bald den Tausch loben."

Sie wandte sich um. Ihre Stimme war kalt, als hätte sie den Frost der Eisblumen in sich hinein getrunken.

„Du denkst noch daran, ich könnte mich zu dir auf's Dorf hinaussetzen! Und das jetzt, nach der Schande!"

„Agnes, was sprichst du da!" Er fuhr wild auf. Die Adern auf seiner breiten Stirne schwollen, das Kinn sprang scharf aus dem Wangenrund hervor: „Wo ist die Schande? Es war eine ehrliche Wahl. Den Wählern beliebte ein anderer Schulmeister. Bin ich darum schlechter, gar geschändet? Doch das verstehst du nicht! Das nehm' ich dir nicht übel auf. Aber daß dich das abhalten könnte, daß du überhaupt zauderst, mir zu sagen, es sei eins, ob so oder anders, daß du mir nicht sagst, du seiest ja mein, gingst mit mir, wohin es auch sei, das, das ist eine Sünde! Hättest du mich lieb, so recht, wie es sich gehört, wenn zwei die Ehe miteinander eingehen wollen, du hättest nie so gesprochen und gehandelt."

„Rühr' mich nicht an so grob und wild! Und daß du es nur weißt, Rudi, Schimpf und Schande lass' ich mir nicht sagen von dir. Du kommst und berichtest mir, daß du nicht gewählt bist und auf dem Berg bleibst, und jetzt willst du mich darum schelten! Kann ich dafür, bin ich d'ran schuld?"

Da stieß er heftig hervor: „Ja, sag' nur, was ich nicht gesagt hab'. Sag' es nur selbst: du bist schuld daran, denn ich hätte dir nie folgen sollen. Du gehörst dorthin, wo ich bin. Und die Stadt, die hat mich nicht angezogen, nur du, weil du damals, an jenem Sonntag, gesagt hast, es sei zu unserm Glück."

„Und du hast's eingesehen, sonst hättest du ja nicht eingewilligt," gab sie scharf zurück.

Er war ruhig geworden.

„Ja, ich hab' eingewilligt, denn ich hab' gemeint, es sei dir ernst, und du meintest es wirklich, wie du sagtest. Jetzt seh' ich, daß du mich betrogen hast!"

„Rudi!"

Das Blut schlug ihr wie Feuer in die Wangen.

„Ja, betrogen — fuhr er finster fort — denn unser Glück, mein Glück war's nicht, was dich gerührt hat. Du hast mich nur in die Stadt gezogen, weil du nicht mehr aufs Land zurück willst, weil die Stadt und ihr Treiben und der Saus und Braus dich nicht mehr loslassen. Und jetzt, jetzt ist dir der Dorfschulmeister nicht mehr gut genug. Sag', ist er dir nicht mehr gut genug?"

Er schrie die letzte Frage mit erstickter Stimme mühsam heraus und packte sie in plötzlich ausbrechendem wildem Schmerze an den Schultern.

Sie sah ihn trotzig an und schwieg.

Er wartete eine Weile, ihr Blick irrte ab, aber sie gab keine Antwort. Langsam glitten seine Hände an ihren Armen herab über die kühlen Finger, die keine Bewegung machten, sie festzuhalten.

„Ja, da stehst du vor mir, so fremd, so in teueres Tuch gekleidet, und ich hab' noch Hoffnung gehabt, als ich endlich Mut gefaßt hatte, und den freien Nachmittag stahl, um herzukommen. Ich weiß nicht, ob die Gemeinde mich behält, denn wenn ich mich wegbewerbe, so kann ich's den Bauern nicht verdenken, wenn auch sie den Lehrer, dem es bei ihnen nicht gut thut, wegwählen. Daran, daß ich mit dir als Hausfrau in deinem Heimatdorf bleiben könnte, hab' ich gar nicht gedacht, das hat mich nicht hergetrieben. Aber lieb hab' ich dich gehabt, Agnes, aufrichtig lieb."

Sie regte sich nicht, hatte die Lippen aufeinandergepreßt und starrte an ihm vorbei in das Zwielicht. Er atmete tief auf, als müßte er versuchen, eine Last von der breiten Brust zu wälzen. Schwerfällig sich bückend, hob er seine Mütze auf und als er sprach, klang seine starke, sonst so laute Stimme heiser und tonlos: „Es muß klar werden, ehe ich gehe, denn ich komme nicht gern wieder, um diese Frage zu thun. Soll es aus sein, Agnes, alles aus?"

Einen Augenblick schien es, als wollten ihre Züge sich erweichen, dann zuckte ein Schauer durch ihren Leib und sie erwiderte leise: „Es ist gut, daß du das einsiehst. Wir passen nicht mehr zu einander."

Wie von einem Schlag getroffen, sank er zusammen, — aber sogleich straffte sich seine Gestalt wieder. Er zerrte den Ring vom Finger und legte ihn in das Porzellanschälchen auf dem Tisch. Es gab einen kalten, häßlichen Klang, als das Gold aufschlug. Agnes zögerte noch einwenig, dann griff sie in die Tasche und nahm ihr Ringlein aus einer Bonbonniere, die ihr Frau van ten Kerken geschenkt hatte.

„Du hast ihn nicht mehr getragen? Es ist gut."

Ihre Finger berührten sich über dem goldenen Reif. Er steckte ihn lässig in die Westentasche und knöpfte Rock und Mantel darüber zu. Sein Gesicht war hart, wie versteint, nur die Augen gerötet.

„Leb' wohl, Agnes."

„Leb' wohl," antwortete sie. Er ging ohne Zögern, ohne sich umzuwenden, hinaus.

Auf dem Flur brannte das Gas und fuhr ihm schmerzend in die Augen. Als er auf den dunklen Kor-

ridor trat, huschte jemand hinter ihm drein. Reginens Stimme schlug an sein Ohr: „Rudi, sag', was ist gescheh'n?"

Er machte eine wilde Bewegung mit dem Arm, wandte sich zu ihr und flüsterte: „Es hat so kommen müssen! Sie hat's in sich gehabt, und die Stadt, die Stadt hat es aufschießen lassen. Leb' wohl, Regi', ich komm' nicht mehr wieder."

Und er ging. Regine stand noch eine Zeit lang auf der Hausschwelle. Er ging aufrecht, mit festen Schritten, wie immer, die Schultern einwenig hin- und herschiebend. Als das junge Mädchen ins Haus zurücktrat, war der Abend gekommen.

(Fortsetzung folgt).

Die Schneeschleudermaschine der Gotthardbahn.

Mit zwei Abbildungen auf S. 159.

Doch die Elemente hassen
Das Gebild von Menschenhand.

Von der Wahrheit des Schiller'schen Spruches hat wohl kaum irgend jemand mehr Gelegenheit sich zu überzeugen, als das mutige Volk der Seefahrer und — die Eisenbahningenieure. Besonders die Bergbahnen haben unter der Unbill des Wetters in erheblichem Maße zu leiden. So hat z. B. der große Schneefall im Kanton Tessin anfangs Januar 1895 (Airolo 2,20 m, Bellinzona 1 m Schneehöhe 2c.) auf der Gotthardbahn eine dreitägige Verkehrsstörung verursacht. Man suchte sich daher durch Anschaffung einer Schneeschleudermaschine gegen ähnliche Vorkommnisse zu schützen, und bestellte bei der Maschinenfabrik Henschel in Kassel eine Schneeschleudermaschine (Rotary) amerik. System Leslie. Dieselbe ist in Erstfeld stationiert und wird auf Anordnung des Bahningenieurs des II. Bezirks (Erstfeld-Biasca) im Winter bald auf der Nordseite, bald auf der Südseite verwendet, sobald die Schneehöhe auf der Bahnlinie 0,50 m übersteigt und also eine gründliche Schneeräumung notwendig wird. Sie gleicht einem bedeckten Güterwagen mit vier Achsen, welchem rückwärts ein gewöhnlicher Tender angekuppelt ist.

Der Rahmen des Wagens ist besonders stark gebaut. Er trägt vorne auf der Schmalseite einen sehr soliden, beinahe rechteckigen Schild aus Stahlblech (1,280 m lang, 3,150 m breit, 3,080 m hoch), welcher seitlich und unten etwa dem schweizerischen Normalprofil für Eisenbahnen entspricht und rückwärts (innen) in eine cylindrische Form übergeht, in welcher sich das vertikale Schleuderrad, der Hauptbestandteil der Maschine, befindet.

Der Wagen ist mit einem Dampfkessel ausgerüstet, ähnlich demjenigen der Lokomotiven, mit 103,4 m² Heizfläche, 2,29 m² Rostfläche und einem Maximaldruck von 12 Atmosphären; er liefert den Dampf für eine Maschine zu zwei Cylindern, welche auf den beiden Seiten des Kessels angebracht sind; die Cylinder haben einen Durchmesser von 430 mm und einen Kolbenhub von 560 mm. Mittelst einem Paar konischer Zahnräder aus Stahlguß, welche ein drittes konisches Zahnrad in Bewegung setzen, wird die bewegende Kraft auf eine horizontale Welle übertragen, welche sich 1,660 m über den Schienen befindet; auf dem vorderen Ende ist das sogenannte Schleuderrad fest aufmontiert. Dasselbe ist aus sehr starkem Stahlblech angefertigt, hat einen Durchmesser von 2,960 m und besitzt 10 kegelförmig aufgedrehte Schaufeln, ebenfalls aus Stahlblech, welche, nach außen offen, und auf der Welle, auf welcher sie mit ihren Spitzen radial zusammentreffen, festgenietet sind. Die vorderen Oeffnungen dieser Schaufeln, oder Schleudertrichter, sind auf ihrer ganzen Länge mit je einem Paare beweglicher Schneiden oder Messer versehen und untereinander mit einer Zugstange fest verbunden, so daß, je nach der Drehrichtung des Schleuderrades, die eine oder andere der beiden Serien sich automatisch aufrichtet und in Funktion tritt. Die Welle ragt vorn etwa noch 0,60 m über das Rad vor und trägt an ihrem Ende einen kegelförmigen Kopf mit 2 konzentrischen Spitzen aus Stahl, welche dazu bestimmt sind, den Schnee, wenn er über 2 m Höhe erreicht, etwas aufzulockern.

Ueber dem cylindrischen Teil des Schildes (oder Radschutzes) befindet sich ein Aufsatz, welcher rechts und links weite Auswurfsöffnungen enthält, die vermittelst einer sich vorne im Innern des Wagens befindlichen Reguliervorrichtung nach Belieben geöffnet oder geschlossen werden können, so daß also der Schnee, je nach Bedürfnis, nach rechts oder nach links ausgeworfen werden kann. Der rückwärts an die Maschine angekuppelte Tender ist der gewöhnliche Typus und auch zum gleichen Zwecke bestimmt, d. h. er ist Kohlen- und Wasserbehälter. Seitlich am Wagen sind je 6 Fenster, eine Ein- und Aussteigthüre und oben auf dem Dach eine Ventilationsöffnung angebracht; der rückwärts offene Teil des Wagens dient dem Maschinisten und dem Heizer zum Aufenthalt, während sich vorn der Führer und der Bahnmeister im Innern des Wagens befinden.

Die Schneeschleudermaschine kann sich auf den Schienen nicht durch eigene Kraft bewegen, sondern wird durch eine, hinter dem Tender angekuppelte Lokomotive vorwärts gestoßen und gegen den Schnee angedrückt. Wenn eine mit hohem Schnee bedeckte Bahnlinie befahren wird, so drückt die Lokomotive die Schleudermaschine gegen den Schnee an, die Stirnfläche (oder Schild), bohrt sich in den Schnee und transportiert denselben in das in Bewegung befindliche Schleuderrad; die vorne an den Schaufeln befindlichen Messer zerschneiden die Schneeklumpen und befördern die Stücke in die kegelförmigen Schleudertrichter, aus welchen sie seitlich durch die Auswurfsöffnungen, vermittelst der Centrifugalkraft, ausgeworfen wird.

Die Maschine arbeitet normal mit 800 Pferdestärken, welche Kraft aber für kurze Zeit auch bis zu 1300 Pferdekräften gesteigert werden kann; das Gewicht des Wagens beträgt:

leer: 59 400 Kg.
im Dienst: 64 000 Kg.

Die Maximal-Tourenzahl der Maschine pro Minute ist 250, was einer Geschwindigkeit von 140 Umdrehungen des Schleuderrades in der Minute entspricht. Der Schnee kann seitlich bis auf 90 m von der Bahnlinie entfernt und bis auf 18 m Höhe ausgeworfen werden; die Auswurfsdistanz kann durch Erhöhung oder Verminderung der Umdrehungsgeschwindigkeit des Rades nach Belieben reguliert werden. Die Maschine entfernt ohne Anstand Schneeschichten von 1—2 m Höhe und seitliche Schneeabrutschungen von 3—4 m Höhe; nach glaubwürdigen Notizen aus Amerika soll der „Rotary" dort 11—13 Kilometer Bahnlinie pro Stunde vom Schnee reinigen, wenn dieselbe mit 2—2,5 m hohem Schnee (und noch mehr) bedeckt ist.

Die Schleudermaschine ist auf der Gotthardbahn seit 1896 im Betriebe und hat bisher immer ganz zufriedenstellend funktioniert, so daß man auch größeren Schneefällen mit aller Ruhe entgegensehen kann. Bei Lawinenräumungen kann die Maschine allerdings nur verwendet werden, falls sich im Lawinenschnee keine größeren Steine oder Holzstücke befinden, da durch das Hineinpressen dieser harten Gegenstände in das Schleuderrad die Schaufeln bis zur Unbrauchbarkeit leiden würden. Die Anschaffungskosten des Schneepfluges (ohne Tender) betragen 73 125 Franken.

Um die begegnenden Züge und die auf der Linie arbeitenden Mannschaften zu avisieren, wurde die Schneeschleuder mit einer „Dampfsirene" ausgestattet; wenn diese ihr liebliches Geheul erschallen läßt, geht jedermann gern aus dem Wege.

Ueberhaupt ist die Maschine, obgleich für die Bahn von sehr großem Nutzen, bei der Bevölkerung im Kanton Uri und Tessin nicht sehr beliebt, da das heulende Ungetüm bei nachtschlafender Zeit schon manchem biedern Urner und Tessiner, dessen Haus nahe bei der Bahnlinie steht, mit einem harten Schneebrocken einige Fensterscheiben eingeworfen hat. Doch ist die Gotthardbahn bis jetzt noch nie wegen nächtlichen Unfuges und Ruhestörung bestraft worden, was sonst, besonders den Fremden, im Kanton Uri leicht begegnen könnte.

R. Dorufeld.